

WIRD DAS SEIN BEUTE DES NICHTS?

Womit wir uns vermutlich nie vollends versöhnen können, ist der Tod. Schon vor dem eigenen Tod graut uns. Erst recht entsetzt uns der Tod einer nahestehenden Person. Grauen und Entsetzen vermengen sich mit totalem Unverständnis. Der Tod einer Person ist nicht zu verstehen, wie man diese biologische Selbstverständlichkeit auch drehen und wenden mag. Die Zellen, die Moleküle des Leibes lösen sich auf, aber die Person in ihrer Geistigkeit, Besonderheit, Einzigartigkeit – wo bleibt sie? Wo entschwindet sie hin? Freilich wissen wir, dass sich die Frage „wo?“ erübrigt, da die Person bereits zu Lebzeiten „im Leibe nirgends ist“; dass sie im Raume nirgends ist, also auch nicht im Grabe (Frankl). Aber „nirgends“ ist genauso unverständlich wie der Tod. Die Metaebene jenseits von Raum und Zeit ist uns kategorisch verschlossen.

So ist die sicherste Gewissheit, die wir haben, nämlich die unserer Endlichkeit und Vergänglichkeit, zugleich das größte Geheimnis für uns; und alle dichterischen und religiösen Trostgespinste darum herum besänftigen das Unfassbare nur in Maßen. Trotzdem möchte ich es wagen, ein paar Aspekte in Richtung „Versöhnung“ einzusammeln und vorzubringen.

Beginnen wir mit der 93-jährigen Frau von Seite 54. Sie hat kaum mehr viel Lebenszeit vor sich. Sie ist auch nicht eine, die sich in Illusionen wiegt. Dennoch ist sie erfüllt von innigem Dank, und das wird ihr den Abschied versüßen. Ich darf das behaupten, denn auch mir versüßt der Dank den bitteren Abschied von meinem geliebten Mann, der ein paar Monate vor Niederschrift dieser Zeilen gestorben ist. Es war mir vergönnt, 44 Jahre lang eine wunderbare Ehe mit ihm zu führen. Mein Mann, der mehr als ein halbes Leben lang

treu an meiner Seite gestanden ist, in guten wie in schlechten Tagen, der gemeinsam mit mir ein Werk von internationalem Ruf aufgebaut hat, und mir dabei in seiner Noblesse immer den Vortritt gelassen hat, sich bescheiden im Hintergrund haltend, ist nicht mehr da. Mit dem Hintergrund ist auch der Vordergrund irgendwie verlöscht – ich bin nicht mehr dieselbe wie früher. Doch es begleiten mich zwei Gestalten in den neuen Lebensabschnitt, den ich jetzt allein zu durchlaufen habe: die Trauer und die Dankbarkeit. Die beiden sind ein seltsames Pärchen: die Trauer ist sanft, die Dankbarkeit ist gigantisch. Die Tränen der Trauer brennen auf den Wangen; die Tränen der Dankbarkeit streicheln die Wangen. Ich fühle mich prima in Gesellschaft der beiden, denn in regelmäßigen Abständen flüstern sie mir von rechts und links in die Ohren, dass ich reich beschenkt worden bin, reicher als viele andere, dass ich vielleicht zu den „oberen Zehntausend“ zähle, denen das Glück einer solch harmonischen Partnerschaft beschieden gewesen ist. Dann schäme ich mich fast, noch „ein bisschen mehr“ gewollt zu haben. Und ich bin restlos versöhnt.

Was auch einem Menschen geschieht – wenn sich die Dankbarkeit als Begleiterin zugesellt, kann er sich aus dem Grauen und Entsetzen frei strampeln. Jemand ist durch eine Explosion verschüttet und erst nach bangen, erstickenden Stunden ausgegraben worden: die Dankbarkeit für seine Errettung kann die nachfolgenden Alpträume dämpfen. Jemand ist nach einem Arbeitsunfall querschnittgelähmt und muss seinen Bewegungsradius radikal einschränken: die Dankbarkeit für das soziale Netz in unseren Landen kann ihn ermutigen, in seinen Initiativen nicht müde zu werden. Jemand hat den Kampf um die Genesung eines Kindes verloren: die Dankbarkeit, dieses Kind und die Freude an ihm überhaupt gehabt zu haben, kann ihn vor dem Absturz ins Bodenlose bewahren.

Frankl hat in seinen philosophischen Schriften der Vergan-

genheit einen „Speichercharakter“ zugesprochen, insofern, als ja nichts aus ihr entfernt werden kann. Ich zum Beispiel werde kein einziges meiner 44 Ehejahre mehr einbüßen. Sie alle sind mein, ewig mein. Denn auch mit meinem eigenen Tod werden sie nicht aus dem Sein, aus dem Vergangen-Sein, aus der Wahrheit über meinen Mann und mich gestrichen werden; und wenn es keine Inschrift gibt, die dies bezeugt – was soll's? Im Sein ist unsere Ehe gut aufgehoben. Wichtig war doch einzig und allein, dass sie ins Sein *hineingelangt* ist, und das *ist* sie (wispert die Dankbarkeit in mein Ohr).

Dabei ist nicht nur in der Vergangenheit alles gespeichert. *Jenseits* der Zeit, „dort“ (außerhalb jeglicher Örtlichkeit!), wo sich mein Mann jetzt „befindet“, herrscht notwendigerweise Zeitlosigkeit und in einem damit Unvergänglichkeit. Verfallen kann alles nur *in* der Zeit. Eine Blume kann zu einem bestimmten Zeitpunkt knospen, zu einem anderen Zeitpunkt aufblühen, und zu einem weiteren Zeitpunkt verwelken. Ohne Zeitpunkte auf einem Kontinuum kann es weder Geburt noch Tod geben, nur pures Sein – oder Nichts. Wenn aber Nichts wäre, wie könnte ich dann immer noch eine innige Verbindung mit meinem Mann spüren? Wie könnte unsere Liebe so evident weiterbestehen, dass ich nicht den kleinsten Schatten eines Verblassens an ihr wahrnehmen kann?

Wiederum war es Frankl, der in seiner Gründlichkeit dem Phänomen der zwischenmenschlichen Beziehung nachgeforscht hat. Faktisch handelt es sich *lebenslang* um eine Beziehung von Geist zu Geist. Als ich früher in meiner Funktion als Dozentin vor meinen Studentinnen und Studenten stand und zu ihnen sprach, was geschah da genau? Ich blickte in ihre Gesichter, in ihre Augen ..., doch ich sprach nicht zu ihren Gesichtern oder zu ihren Augen! Ich sprach zu *ihnen*, den geistigen Personen. Ich benützte meine Lippen, meine Stimmbänder, um ihnen den Lehrstoff zu vermitteln, doch es waren we-

der meine Lippen noch meine Stimmbänder, die ihnen etwas zu vermitteln suchten, sondern *ich*, als geistige Person wollte dies tun. Unsere Körper, ihre wie meiner, waren nur Vermittler in einem Telekommunikationsprozess, der sich zwischen Personen abspielte, die unsichtbar und ungegenständlich jenseits aller Körperlichkeit angesiedelt waren, immer schon dem Außerhalb von Raum und Zeit angehörend, wenngleich sie sich im Leben räumlich und zeitlich zu äußern vermochten.

Frankl hat dazu den Vergleich mit einem Telefonhörer verwendet. Zwei Menschen telefonieren. Sie sagen Du zueinander. Aber natürlich sagen sie nicht Du zum Hörer. Sie rufen zwar ihr Du in den Hörer hinein, doch gemeint ist die (unsichtbare, nicht anwesende) Person am anderen Ende der Leitung. Und diese antwortet. Aber natürlich antwortet nicht der Lautsprecher im Hörer ... Der Tod schlägt uns den Hörer aus der Hand. Dieser zerschellt, kehrt ins Nichts zurück, aus dem er einst erfunden worden ist. Das verunmöglicht den beiden Telefonpartnern den weiteren direkten Kontakt. Trotzdem können sie nach wie vor Du zueinander sagen, ihr Du hineinrufen in den Äther, und werden vielleicht manchmal den Hauch einer Antwort zu vernehmen glauben. Denn der Tod hat nur Zugriff zum Telefonhörer, nicht zur Person... Was nie Bestandteil der Telefonanlage war, kann nicht mit ihr kaputt gehen. Was immer schon einem überzeitlichen Reich angehört hat, kann in der Zeit nicht zugrunde gehen. Das Sein kann nicht Beute des Nichts werden.

Ich gebe zu, dass wir uns in anspruchsvollen Gefilden der Philosophie bewegen. Sie sind der Boden, auf dem die Versöhnung mit der irdischen Endlichkeit sprießt. Dazu kommen – quasi als „Dünger“ – leichter nachvollziehbare Aspekte. Zum Beispiel gibt es im Sterbefall diejenigen, die hinterbleiben. Sie nehmen Lasten auf sich, die sich der Verstorbene erspart. In meinem Fall etwa wäre es meinem Mann

ziemlich schwer gefallen, ein Alleinleben (nach meinem Tod) zu meistern. Er war an Haushaltsmanagement nicht gewöhnt und eher unbeholfen in praktischen Arrangements. Ich hingegen kann dank meiner Vorgeschichte als Einzelkind ausgezeichnet allein sein, und den Haushaltskram erledigte ich stets problemlos nebenbei. Auch hätte mein Mann am Zerreißen unserer Zweisamkeit extrem gelitten. Es beruhigt mich zutiefst, dass ich ihm dieses Leid abnehmen kann. Es ist mir um vieles lieber, *ich* weine, als dass *er* weinen müsste (um mich). Ich glaube, die in Trauerfällen Hinterbliebenen sollten sich öfter überlegen, dass ihre Dahingeshiedenen von all den tristen Nachwehen und Umänderungen verschont sind, die ihnen, den Angehörigen, gerade so sehr zu schaffen machen. In dieser Perspektive tragen sich die Lasten leichter. Und es gibt ja auch noch gute Freunde und Bekannte, die einen beim Tragen ein bisschen unterstützen.

Aus der Warte des „Logos“ betrachtet, warten sinnvolle Aufgaben auf uns, solange wir atmen. Von dieser Anforderung des Lebens an uns sind wir nicht dispensiert, wenn der Tod unsere Wege gekreuzt hat. Doch bekommen wir, wie es scheint, eine „Gnadenfrist“. Die Natur ist gnädig. Sie verpasst uns im aktuellen Schock eine seelische Starre, die die größte Wucht abfedert, wodurch wir uns langsamer mit der Endgültigkeit des Verlustes auseinandersetzen können. Das hilft uns, notwendige Erledigungen zu tätigen und peu a peu in ein gewandeltes Dasein überzutreten. Ich habe allerdings beobachtet, dass es auch eine kritische „Lähmung“ gibt, die dazu verlockt, sich von der Welt abzukapseln und wie ein waidkrankes Tier zu verkriechen. Es gibt einen Sog zur Eingangspforte der reaktiven Depression. Ich bin Wochen nach dem Abschied von meinem Mann durch eine solche Phase der Indifferenz geschlittert und habe mich gewundert, dass mich als erfahrene Therapeutin dergleichen erwischen konnte. Entschlossen gab

ich mir einen Ruck und nahm das nächste „Sinnangebot“ des Lebens an mich an. Dieses Buch hier ist u. a. das Ergebnis meines Wunsches, dem Leben nichts von dem schuldig zu bleiben, was noch auf mich warten mag. Inzwischen bin ich wieder bereit, das Meinige zu erfüllen bis meine Uhr abgelaufen ist ...

Dass man vergangenem Schönen nachtrauert, ist logisch, aber wie ist das mit vergangenem Unschönen? Es ist fraglich, ob man sich von einer Angelegenheit besser trennen kann, wenn sie *nicht* gut verlaufen ist. Oder von einem Menschen besser trennen kann, wenn Zwist und Dissonanzen mit ihm an der Tagesordnung gewesen sind. Zahlreichen Erhebungen zufolge dürfte die Versöhnung, egal womit, eher in steigendem Grade blockiert sein, je weniger Grund zur Dankbarkeit jemand rückschauend ausmachen kann. Wahrscheinlich hängt die Einwilligung zur Versöhnung in diesem Fall davon ab, ob die Dankbarkeit, dass widrige Zeiten überstanden und vorüber sind, überwiegt. Aber selbst dann nistet ein unbefriedigendes Gefühl in der Seele. Es ist etwas misslungen, und man war darin involviert. Das widerspricht der tief eingessenen Sehnsucht von uns allen nach einem „happy end“, die stärker ausgeprägt ist, als wir uns gewöhnlich eingestehen. Nicht umsonst feiern Essays, Liedertexte, Schauspiele usw. seit jeher Hochkonjunktur, wenn sie diese urmenschliche Sehnsucht mit einkalkulieren. Der Traum vom „happy end“ durchzieht spirituelle Erlösungsmythen genauso wie unrealistische Politutopien oder kitschige Liebesromane und ist einfach nicht auszuräumen – vielleicht gerade deswegen, weil jeder intuitiv weiß, dass ein echtes „happy end“ nicht von unserer Welt ist.

Zu diesen vergangenem unschönen Angelegenheiten ein Wort der Solidarität: Schon die Erkenntnis, dass etwas falsch war, ist wertvoll! Erkenntnis hebt allemal aus Niederungen empor, seien es intellektuelle, seien es moralische. Das Scheitern ist ein Wesenszug unserer menschlichen Signatur – aber

dass wir ein Scheitern als ein Scheitern wahrnehmen, gleicht das Scheitern fast schon wieder aus. Denn hinter dieser Wahrnehmung, hinter dem Bedauern und dem damit verbundenen unbefriedigendem Gefühl in der Seele verbirgt sich ein Ideal. In der Sehnsucht nach dem „happy end“ schlummert ein Bild höchster Reinheit und Vollkommenheit. So sollte es sein! So hätten wir es gerne! Es adelt uns, dass wir uns nach einem Ideal ausstrecken wie die Sonnenblumen ihr Köpfchen zur Sonne strecken, Äonen Meilen von ihr entfernt. Nicht weiter entfernt, als wir von unseren Idealen. Es adelt jeden einzelnen von uns, den Unschönes nicht gleichgültig lässt!

Versöhnen wir uns also in einem abschließenden Krönungsakt auch noch mit der menschlichen Unzulänglichkeit, und konzentrieren wir uns angesichts unstillbarer Sehnsüchte und unerreichbarer Ideale auf diejenigen „Gründe zur Dankbarkeit“, die wir eben auszuspähen vermögen im ständigen Pendeln zwischen gutem Willen und Scheitern. Dann wird sich Abschied für Abschied in Frieden vollziehen.

Frankl:

- .) Der Mensch ist geneigt, an den vergangenen Dingen nur zu sehen, dass sie nicht mehr da sind; aber er sieht nicht, in welche Speicher sie gekommen.
- .) Nur angesichts des Todes als unübersteigbarer Grenze unserer Zukunft und Begrenzung unserer Möglichkeiten stehen wir unter dem „Zwang“, unsere Lebenszeit auszunützen und die einmaligen Gelegenheiten nicht ungenützt vorübergehen zu lassen.
- .) Wo ein Mensch imstande ist, den Maßstab eines Ideals an sich selbst anzulegen, ... hat er bereits ein Niveau erreicht, das ihn salviert.

Liebe Leserinnen und Leser! Als bei der Fußballweltmeisterschaft 2014 Brasilien gegen Deutschland mit 1 : 7 verlor, zeigte das Fernsehen Bilder von Hunderten schreienden und heulenden Brasilianern auf den Straßen. Das ist symptomatisch für massive Wertverschiebungen in den modernen Gesellschaften. Ein Spiel wird doch in erster Linie um des prickelnden Spielens und nicht um des Sieges willen gespielt, was bereits die Kindergartenzwerge lernen müssen. Auch Wettkämpfe dienen primär der eigenen Ertüchtigung und nicht dem Übertrumpfen eines Gegners. Und ob man sich allzu viel Nationalstolz heute noch leisten kann, sei dahingestellt. In meiner Praxis habe ich manchmal Patienten, die bei mir wegen Nichtigkeiten lauthals lamentierten, geraten, sich ihre Tränen für die wirklich schwarzen Stunden aufzuheben, die auch noch auf sie zukommen würden. So hätten die Brasilianer zum Beispiel Anlässe genug, sich aufzuregen: über Armut, Bildungslücken, unsoziale Wirtschaftsgefüge und vieles mehr in ihrem Land, aber Fußballniederlagen sind keinen einzigen Schluchzer wert.

Dasselbe möchte ich euch, liebe Leserinnen und Leser, nahe legen. Regt euch nicht über Dinge auf, die es nicht wert sind. Bemüht euch um eine bescheidene und heitere Zufriedenheit, solange euch die Schicksalsnormen gewogen sind. Und scheut den Gedanken an den Tod nicht, denn er rückt die Werthaftigkeit aller Dinge behutsam zurecht. Wenn ihr genau wüsstet, ihr hättet noch drei Wochen Lebenszeit vor euch – was wäre dann *jetzt* wichtig? Die Delle im sündteuren Wagen? Das Versehen des Verkäufers im Großmarkt, der euch die falsche Wurstsorte eingepackt hat? Das schusselige Tohuwabohu des Bankangestellten, vor dessen Pult sich eine Warteschlange gebildet hat? Wohl nicht. Dennoch gäbe es Kleinodien der Präsenz, die es einzufangen gelte. Ein informatives Gespräch, ein Ordnen persönlicher Dokumente, eine

freundschaftliche Einladung ... Ihr müsst nicht warten, bis euch eine makabre Prognose aufscheucht. Ihr könnt euch auf eine solche „Vorankündigung“ auch nicht verlassen. Vielleicht verrät euch niemand, wie es um euch steht. Oder euer Ende überrumpelt euch blitzschnell. Vielleicht ist es längst „später“ als ihr denkt. Darum beschäftigt euch beizeiten mit den wahren Werten rings um euch und ignoriert den aufgebauchten Talmi, der euch blendet. Vergesst die kleinen Holprigkeiten eurer Fahrt durchs Leben, denn nur die Werte sind es, die euch durch sämtliche Erschütterungen heil hindurch lotsen, und die eurem Sein anhaften werden über euer Leben hinaus.

Im Buch „Der Wille zum Sinn“ schrieb Frankl die bekenntnisschwangeren Worte:* „Erschrecken wir Sterbliche nicht vor dem Tode? Missverstehen wir nicht, dass er uns zu einer eigentlicheren, realeren Realität unserer selbst erweckt? Und die zärtliche Hand, die uns aus dem Schlaf weckt – mag ihre Bewegung noch so zärtlich sein: wir erleben nicht ihre ganze Zärtlichkeit, nein, wir empfinden sie wie den schrecklichen Einbruch in unsere Traumwirklichkeit, sobald sie versucht, unseren Schlaf hinwegzuscheuchen; auch den Tod, der unser Leben fortnimmt von uns, erfahren wir im Allgemeinen wie etwas Furchtbares, das an uns geschieht, und wir ahnen kaum, wie gut er es mit uns meint ...“

Wir ahnen es kaum.

Aber wir brauchen uns auch nicht zu fürchten.

* Viktor E. Frankl, „Der Wille zum Sinn“, Piper, München, 1991, Seite 56

BERICHT EINES 65-JÄHRIGEN MANNES

Ich wohne in der Nähe einer Universität. Seit Jahren ging ich nicht mehr aus dem Haus. Die Jalousien vor meinen Fenstern waren herabgelassen. Ich lebte wie im Grab. Barmherzige Nachbarn versorgten mich notdürftig. Alles war so düster, so schwer. Da kamen diese Studenten und holten mich einfach ab. An der Universität fand eine Gastvorlesung statt, und ich sollte der fremden Professorin vorgeführt werden. Mir war alles egal. Seit dem Tod meiner Frau zählt nichts mehr für mich. Die Studenten hievten mich auf das Podium und ich blinzelte in das viele Licht, das ich nicht gewohnt war. Die Professorin nahm ich kaum wahr, aber als sie sagte, ich solle von meiner Frau erzählen, war es, als ob ein Damm bräche. Ich bin immer schüchtern und gehemmt gewesen, all mein Leben lang, aber meine Frau – ja, der ist es gelungen, mein Herz zu öffnen. Welche Seligkeit! In ihren Armen bin ich so richtig Mensch geworden. Ich erzählte und erzählte. Wir haben im vorgerückten Alter geheiratet, aber es waren uns nur jämmerlich wenige Jahre gewährt. Warum? Warum ausgerechnet sie? Und so ein bösartiger schnell wuchernder Krebs noch dazu! Tage und Nächte habe ich im Krankenhaus an ihrem Bett geweilt – mit dem Gefühl, mein eigenes Leben verrinne neben ihr und versickere im Nichts. „Ich habe ihr die Füße gewaschen, gerade die Füße gewaschen, als sie ihren letzten Atemzug tat!“ krächzte ich, heiser von dem trockenen Schluchzen, das ständig meine Kehle reizte. „Und jetzt kann ich nichts mehr für sie tun, rein gar nichts mehr.“ Pause. Ende.

„Doch, Sie können etwas tun.“ Wie ein Paukenschlag drangen diese Worte an mein Ohr. Was? Was? „Nun“,

meinte die Professorin, „immerhin hängt doch von Ihnen ab, ob hinter Ihrer Frau ein Trümmerhaufen zurückbleibt, ein völlig gebrochener Mensch. Einer, von dem man sagt, er wäre ihr besser nie begegnet. Oder ob hinter ihr ein Mann zurückbleibt, der aufrecht und mit einem inneren Strahlen durchs Leben geht. Der für jedermann sichtbar ausstrahlt, wie sehr er bereichert und beglückt worden ist durch die einzigartige Liebe einer einmaligen Frau.“ Es dauerte und dauerte, bis ich ihre Worte begriff. Ein Trümmerhaufen? Hinter meiner Frau? Das durfte nicht sein! Das hatte sie nicht verdient! Ich konnte nicht länger still sitzen, ich sprang auf und rannte hin und her. Ein Trümmerhaufen? Nein und nochmals nein! Schließlich setzte ich mich wieder und blickte der Professorin zum ersten Mal ins Gesicht. „Was möchten Sie, dass hinter Ihrer Frau zurückbleibt?“ fragte sie mich eindringlich, und ich spürte, wie mich ihre Frage aufwühlte. Meine Gedanken hingen noch an der Fußwaschung. „Wo ihre Füße irdischen Boden berührt haben, sollen Blumen der Freude blühen“, brachte ich schließlich heraus und wunderte mich über mich selbst. „Das klingt sehr schön“, nickte die Professorin mir zu, „aber diese Blumen müssen *Sie* pflanzen und hegen ...“ Ich war wie betäubt. Was hatte ich die vergangenen Jahre im dunklen Haus gemacht? Hatte ich versäumt, das Andenken an meine Frau zu wahren? Blumen der Freude ... ihr zu Ehren ... aber wie? Wie?

Die Studenten wollten mich heimführen, doch ich weigerte mich. Ich musste mehr erfahren. Man erlaubte mir, mich im Hörsaal unter die Studenten zu mischen. Die Professorin sprach davon, welch ein Schatz es in der Schatztruhe des Lebens sei, eine tiefe gegenseitige Liebe erlebt zu haben, und dass man sich eines solchen Schatzes würdig erweisen solle. Dass es nicht auf die Länge einer

Beziehung, sondern auf deren Intensität ankomme. Dass es bei derart innigen Beziehungen der größte Wunsch des Scheidenden sei, der Zurückbleibende möge nicht einknicken, sondern seine restliche Zeit so gut wie möglich verbringen, bis der Tod beide wieder vereine; ein Wunsch, der zu respektieren sei. Niemand möchte schlussendlich zum „Auslöser einer menschlichen Katastrophe“ werden. Ich lieh mir Papier und Bleistift von den Studenten und schrieb alles auf.

Seither bin ich zum zweiten Mal „Mensch geworden“. Ich pflege mich, halte das Haus sauber und hell, lese Bücher und plaudere mit meinen Nachbarn. Seit Neuestem mache ich einen Besuchsdienst in dem Krankenhaus, in dem meine Frau gestorben ist. Viele ältere Patienten haben kaum mehr Angehörige und liegen einsam in ihren Betten. Ihnen soll zugute kommen, was ich während der Sterbephase meiner Frau gelernt habe. In einem Gedicht von Hilde Domin habe ich den Satz gefunden: „Es blüht hinter uns her“. Jeden Morgen und Abend, wenn ich das große Foto von meiner Frau an der Wohnzimmerwand betrachte, lächle ich ihr zu und sage: „Siehst du, es blüht hinter dir her!“ Und immer bilde ich mir ein, sie lächelt zurück.

BERICHT EINER 77-JÄHRIGEN FRAU

Ich muss sterben. Auch wenn mir die Ärzte nichts verraten, weiß ich, dass es sehr bald sein wird. Ich werde ersticken. Das ist kein angenehmer Tod, aber ich habe starke Medikamente für den Endfall. Meine Atemwege sind kaputt. Noch kann ich mit Hilfe der Sauerstoffflasche, die ich hinter mir herziehe, leben und spazieren gehen. Deswegen möchte ich diese letzte Zeit, die mir vergönnt ist, nicht trübsinnig verbringen. Nur – ich komme aus dem seelischen Loch nicht heraus. Ich hadere ständig damit, dass demnächst alles aus sein wird. Ich kann mich einfach nicht damit abfinden, dass es mich erwischt hat. Auch meine Angehörigen wissen nicht, wie sie mich unterstützen sollen, und schleichen die ganze Zeit bedrückt um mich herum. Was für eine Quälerei!

Bis gestern. Gestern war ein merkwürdiger Tag. Ich hatte Kontakt mit einer Psychologin. Sie interessierte sich für mein Leben. Ich habe immer geglaubt, dass ich ein ganz schlichtes Leben als Farmerin geführt habe, aber sie fand es spannend. Ich berichtete ihr, wie mein Mann und ich mühsam unbebautes Land urbar gemacht haben, wie sich unsere Tierherden allmählich vermehrt haben, usw. „Was ist das Wertvollste in Ihrem Leben?“ fragte sie mich. „Meine Familie“, antwortete ich spontan. „Ist es eine große Familie?“ Das kann man wohl sagen. Ich habe Söhne, Töchter, Enkelkinder, Geschwister, Nichten, Neffen, Großnichten und Großneffen. Die meisten von ihnen wohnen nicht weit entfernt von uns auf anderen Farmen, und daher treffen wir uns regelmäßig und feiern gemeinsame Feste. „In der Tat eine umfangreiche Familie“, staunte die Psychologin. „Und niemand ist jemals ernsthaft

krank geworden oder bei einem Unfall tödlich verletzt worden ...?“ Ich stutzte. Nein, niemand. Nur mich hat es jetzt erwischt ...

Die Psychologin beugte sich nahe zu mir und schaute mir in die Augen. „Dann möchte Sie etwas fragen“, sagte sie. „Angenommen, es sei zu viel vom Schicksal verlangt, dass in einer derart großen Familie immer alle Personen gesund bleiben. Angenommen, das sei unmöglich. Aber angenommen, Sie hätten sich vom Schicksal frei aussuchen können, wen es denn ‚erwischen‘ soll, wen hätten Sie dann gewählt? Eine Schwester, einen Sohn ...?“ Trotz meiner Sauerstoffflasche bin ich wie eine Rakete hochgesprungen. „Keine Schwester, keinen Sohn! Nein, wenn einer von uns sterben muss, dann ich! Nur ich!“ „Verstehe ich das richtig?“ hakte die Psychologin nach. „Wenn Sie eine Wahl gehabt hätten, hätten Sie genau das gewählt, was das Schicksal bestimmt hat?“ Jetzt war ich am Staunen, aber so war es. Ich hätte nicht gewollt, dass es einen anderen oder eine andere aus meiner Familie trifft. Ich straffte mich. „In Ordnung“, bestätigte ich, „ich bin bereit. Ich wünsche nicht, dass jemand mit mir tauschen müsste. Ich habe ein anstrengendes aber schönes Leben auf unserer Farm gehabt. Ich bin stolz auf meine Nachkommen. Ich liebe sie alle. Das Schicksal hat schon richtig entschieden.“

Das war gestern. Heute geht es mir gut. Der Hader ist vorbei. Der Friede ist in mir, egal, was kommt.